

Persönliche Sicht und spontane Statements zum Thema *music and digital culture*

Ein Beitrag von Christian Curd Tschinkel zur net-conference & net-performance

Der musikalisierte Alltag der digital Culture

(Werner Jauk – 01.07.2008, Dom im Berg, Graz)

Rückblickend möchte ich Bertram Nagler erwähnen, der Anfang der 1990er Jahre vermutlich bei vielen Musikern das Interesse an der Musikelektronik geweckt hat. Durch das Betreiben seines *Top Sound Music* Geschäftes in Knittelfeld war er der festen Überzeugung, dass „der Sound die Musik macht“ und deswegen ihre Zukunft im elektronischen Bereich zu finden sei. Sein Know-How vermittelte er so anschaulich, dass er junge Musiker stets für die aktuellen Innovationen begeistern konnte, war aber auch darauf bedacht, jedem das passende Angebot zu unterbreiten um die Verfügbarkeit am Laufen zu halten.

Meine ersten Erfahrungen mit digitaler Technologie gehen auf einen midi-fizierten Umgang mit Synthesizern zurück, der grundsätzlich von einem instrumentalen Denken geprägt war. Demnach wurden Funktionen wie Copy & Paste oder die rhythmische Quantisierung von mir bewusst ausgeklammert um den maschinellen Duktus zu verschleiern. Diese Ästhetik hinkte zwar dem Zeitgeist hinterher, fand aber bei den mir bekannten klassischen Musikstudenten Beachtung, die meiner Musik mit großem Erstaunen und gleichzeitiger skeptischer Ablehnung nach dem Motto: „Wahnsinn, was die *Technik* alles leisten kann!“, gegenüberstanden. Es muss aber auch gesagt werden, dass die Gerätschaften weniger als utopische Klangmaschinen angepriesen wurden, als vielmehr als praktikable Erweiterung für jeden Musikschaffenden. Nur sehr langsam begriff ich, dass das Utopische eigentlich im Missbrauch der Technologie zu finden war, was etwa in einer Temposteigerung auf 300 bpm seinen trivialen aber wirkungsvollen Ausgang nahm. Das hedonische Spiel mit Parametern bildete dann die Grundlage zur elektronischen Klangkomposition (damals auch Soundprogrammierung genannt).

Mein musikalisches Denken hat sich seither grundlegend geändert. Es wird heute fast ausschließlich an einem akusmatischen Musikbegriff festgemacht, den ich mir persönlich derart zurechtgebogen habe, dass er für mich in Form einer allumfassenden Lautsprechermusik geltend gemacht werden kann, die im Besonderen auch poporientierte Produktions- und Rezeptionsweisen (Das Tonstudio als Instrument, alltägliche Lautsprechermusik) beinhaltet. Ähnliche Gedanken sind in den Köpfen der Kreativen wohl weit verbreitet, doch bemerke ich im Gespräch mit Kollegen immer wieder, dass sie ihre Intentionen nur schwer in Worte fassen können, weil ihnen der Begriff der *musique acousmatique* nicht geläufig ist. Selbstverständlich hinterfrage ich dann auch wieder meinen eigenen Standpunkt, denn Pop kommt auch ohne akusmatische Prinzipien ganz gut zurecht.

Die heutige Situation schätze ich primär als Spiel mit einem riesigen digitalen Soundarchiv ein, dessen alltägliche Abrufbarkeit es schwierig macht, sich individuell auszudrücken. Der digitale Ausdruckslaut ist demnach ein kollektiver, der für mich zwei Seiten repräsentiert. Einerseits seine hedonische (Ab-) Nutzung und andererseits seine (für mich „programmatische“ beziehungsweise ideologische) Besetztheit (auch eine Form der Abnutzung).

Im Zusammenhang mit den digitalen Audio-Tools finde ich es äußerst interessant zu beobachten, wie der Abstraktionsgrad im Musikhören bzw. in der Klangwahrnehmung steigt bzw. konkretisiert wird. Ausgehend von François Bayles dritter Ebene des akusmatischen Hörens (jener der metaphorischen „Klangfigur“, in der Klänge nicht identifiziert werden können und ein/e HörerIn nur rein innermusikalischen Werten folgen kann) lernen wir vielleicht immer differenzierter zu hören. Was sich für den einen vorerst „nur“ nach Elektronik (oder elektronischer Verfremdung) anhört, klingt für den anderen bereits nach speziellen Tools oder gar nach bestimmten Max/MSP-Patches. Demzufolge driftet im Lernprozess das Hören wieder in Richtung Bayles „Klangdiagramm“ ab – einem indiziengeleiteten Hören.

So entstehen auf der massenkulturellen Seite wohl auch jene „audiotechnologischen Signaturen“, die im Massenkonsum ihre Wirkung entfalten. Ich denke hier beispielsweise an die bestimmte Filtereinstellung des „yippie-yaya-[...]ye“ der Hornbachwerbung, in der die beiden oben erwähnten Bereiche hedonisches Spiel mit Parametern und ideologische Besetztheit auf professioneller Ebene aufeinanderprallen. Bezüglich solcher Sounddesigns habe ich unter Kollegen schon Begriffe wie „Vulgäarakusmatik“ vernommen, mit denen ich persönlich nicht sehr viel anfangen kann, da ich auch in poporientierten Produktionen stets den theoretischen Hintergrund und den betriebenen Aufwand an der Soundgestaltung schätze. Aus der kleinen weiblichen Stimme lassen diverse Produktionsmethoden (Multitracking, Filter, Exciter, etc.) beispielsweise ein virtuelles „akustisches Pin-Up“ entstehen, das Musik einerseits an den Rand der philosophischen Diskussion über „Musik als virtuelle Person“ rückt und andererseits körperliche Rezeption von „excited sounds“ repräsentiert.

Das akusmatische Motto „losing the body and gaining the mind“ stimmt für mich nur bedingt, da ich innerhalb der digitalen Studiotechnik das *acoustic driving* als Kompositionsmittel für mich entdeckt habe, das mir als psycho-physiologischer Effekt zur Seite steht und mir *bewusst* Körperlichkeit in meine Musik bringt. Auf der Grundlage des Biofeedbacks thematisiert es manchmal die Interaktion von Mensch und Maschine.

Mein rein persönliches Anliegen ist es, meine Kreationen der „Dichotischen Musik“ voranzutreiben, in der aus einer These und Anti-These Synthese generiert werden soll. Hinsichtlich dieser Generierung willkürlicher utopischer Welten und ihrer Dynamisierung steht fest, dass ihr Produktionsprozess ohne Digitaltechnik undenkbar wäre. Demzufolge fordert dieser mehr als eine „Transgression des Mechanistischen ins Digitale“ ein. Non-mechanistische Prinzipien werden dabei durch die Simultanität der beiden (konträren) Klangereignisse unterstützt, die als „musikalische Oxymorone“ oder „dichotische Klangsuchbilder“ allerdings (noch) keine Alltagsrelevanz haben ☺.

Leoben, 31.05.2008